

Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 5
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
4. Februar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Trost.

Von Robert Scheurer.

Zum Winterwald lenkt' ich die zagen Schritte.
Rauh unter meinen Süßen knirscht' der Schnee.
Die Brust zerwühlt von Mißmut und von Weh,
Hielt schmerzdurchtobt ich in der Tannen Mitte.

Die Stunden da im schweren Schneegewand,
Die Äste tiefgebeugt von Zentnerfrachten,
Und schienen ernst den Fremdling zu betrachten,
Der ungeladen jäh vor ihnen stand.

Mir ward als wie in einem Märchentraume.
Ein Summen klang, dumpf, fast wie Geisterchor.
Und jetzt — ist's Wahrheit? Äffte mich mein Ohr? —
Klang es wie Menschen sprach' aus einem Baume.

Mit harz'ger Stimm' der alte Stamm begann:
„Wie kannst du, Mensch, in Kleinmut so verzagen?
Schau an die Riesenlasten, die wir tragen,
Und doch tönt keine Klage durch den Tann!

Warum? Wir hoffen auf die Lenzestage,
Die stets noch schmolzen jedes Winters Schnee!
Drum denk' auch du: Zu lang währt nie ein Weh!
Des Glückes Freudenchein folgt jeder Plage!“

Ich schaut' dem Stamm ins furchige Gesicht.
Ein harzig Tränlein glänzt' auf seinen Wangen.
War's Mitleid? . . Ich bin aus dem Wald gegangen,
Die Brust erfüllt von künft'gem Lenzeslicht.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

5

Die älteste aller geborenen Schwendt, Tante Ulrike, kam mit ihrer Familie nur am Neujahrstage zusammen. Sie meinte, das sei übergenug. Sie war alt, aber jung genug, um Widerwärtigem ins Gesicht zu sehen, denn so fragte sie, was ihr noch geschehen könne nach dem, was ihr schon geschehen sei?

Diesen Neujahrsbesuch machte Ulrike jeweilen der ältesten oder dem ältesten Mitglied ihrer weitverzweigten Familie. Sie machte ihn als eine Art Ahnfrau, als Symbol des schlechten Gewissens, das die Familie ihr gegenüber hätte haben sollen und auch hatte, freilich uneingestandenermaßen. Sie erschien in einem weiten, braunseidenen Kleid, das nie die Mode gewechselt hatte seit dem Tode ihres Freundes, um dessentwillen sie als eine Geächtete herumzugesungen worden. Sie trug den tiefen weißen Hut aus Taffet, sie trug den weißen Crêpe de Chine-Schal, den sie damals getragen, sie trug ein braunes, weiß gesticktes Ridikül und trug Filethandschuhe. So stieg sie aus dem Wagen, wenn er vor einem der Schwendtschen Patrizierhäuser hielt. Oben wartete man auf ihr Erscheinen mit Achselzucken. Aber wenn das Kammermädchen sie meldete, standen alle auf. Und wenn sie in das Zimmer trat, groß und aufrecht, mit sichern Augen, scharfgeschnittenem

Mund, dem sie das überlegene Vächeln, das ihre Familie empörte, nicht verbieten konnte, begrüßte man sie feierlich mit einer Verbeugung, denn es war niemand in dem Kreis, der nicht wider seinen Willen tiefen, wenn auch verleugneten Respekt vor ihr gehabt hätte. Den hatte sich Ulrike erkaufen und erkämpfen müssen, das heißt, sie hatte mit nichts darum gekämpft, es hatte nur sehr lange gedauert, bis die Verleumder, Ankläger, Richter und Henker sehend geworden waren, genau ein Menschenalter. Im Grunde waren sie nicht einmal sehend geworden, sie hatten aber der jungen Generation Ulrike überlassen, denn sie waren es müde geworden, die Geschichte der Tante Ulrike immer neu zu erzählen, verbläht wie sie war und gänzlich wirkungslos.

Die Großnichten und Neffen aber wußten nichts Bessere, als bei Tante Ulrike in ihrem kuriosen, warmen und schönen Zimmer zu sitzen und die Luft zu atmen, die aus Vergangenheit und Gegenwart, Kraft und Zartheit, Ueberlegenheit und stolze Demut, aus Weisheit und kindlicher Einfalt gemischt war, denn vor Tante Ulrike trat jedes Ding nur in einer einzigen Beleuchtung: in der der Wahrheit.

Man wußte, daß die Schwendtschen Kinder mit Ulrike verkehrten. Man ignorierte es. Nie sprach man den Kin-

dern von ihr, und doch kannte sie ein jedes und wurde von einem sonniglichen, sonnigen und stolzen Gefühl erfüllt, wenn es eines der goldgeränderten durchbrochenen Briefchen erhielt mit einer Einladung, in das Haus „Zum blauen Vogel!“ zur Schokolade zu kommen. Und kam es, so erlebte es Märchen, wurde von Feenhänden bedient, verstand und begriff nicht, daß alles, aber auch alles da war, was es sich wünschte, daß jedes Spiel, jeder Kuchen, jedes Buch so war, wie man es am liebsten hatte. Tante Ulrike wußte alles. Sie konnte einem ansehen, ob man log, sie wußte, ob man in der Schule fleißig war, sie brauchte nur ihre großen, grauen Augen auf einen zu heften und man wurde rot, wenn man übertrieben oder geprahlt hatte, und dabei strafte sie nie, fragte nie, predigte nie. Um Tante Ulrikes Zufriedenheit mühte man sich mehr als um Sankt Nikolas und das Christkind.

Die Reihe war nun an Sidney gekommen, in die Freundschaft Tante Ulrikes aufgenommen zu werden. Sie hatte ihm, wie jedem Kind aus ihrem Geschlecht, das bewußte Kärtchen geschrieben. Aber Sidney hatte mit seinen großen, spitzen Bubenbuchstaben geantwortet, daß er nur kommen könne, wenn die Rahel mitdürfe. Das durfte sie.

Als er aber das Haus betrat, das so ganz anders aussah als alle andern Häuser, wurde er kleinlaut und machte sich Mut, indem er zu Rahel, die hinter ihm her die Treppe hinauffletterte, sagte: „Sie tut dir nichts.“ Oben stand ein uralter Diener. Der verbeugte sich und öffnete die Türe, und als die Kinder über die Schwelle traten, glänzte es von Gold. Die Sonne, die altmodischen Tassen auf dem Tisch, die goldenen Vöfelfchen, die goldfarbigen Ueberzüge der schönen, alten Stühle und das braune Kleid der Tante, die um den Hals eine goldene Kette trug. Sidney begrüßte sie. Sie sah ihn lange an. „Nein, du bist nicht frech“, sagte sie zu ihm. Er schüttelte den Kopf. „Aber die andern sagen es“, bekannte er. Da lachte Tante Ulrike und ließ die Kinder sich sogleich zu Tisch setzen, damit sie nicht auf die Herrlichkeiten, die auf einem Nebentisch standen, zu warten hätten.

„Tante Ulrike“, fragte Sidney, „hast du alles das Goldene nur für uns zwei so herrichten lassen?“ „Ja, natürlich“, sagte Ulrike. Da strahlte Sidney. „Du bist eine feine Tante“, sagte er. „Wenn ich groß bin, male ich dich.“ „Da bin ich längst tot“, lachte Ulrike. „Nein, du stirbst nie“, behauptete der Kleine mit Ueberzeugung.

Die Kinder unterhielten sich so gut wie nie in ihrem Leben. Alle Schubläden durften sie öffnen und untersuchen und alle Bücher besehen. Alle die kuriosen Büchsen und Gläslein öffnen und daran riechen, die uralten Puppen aus Holz aufstellen und ihre brokatenen Kleider ihnen aus- und anziehen, die steifen Pferdchen mit echten Schwänzen aufstellen, die Engel mit den beweglichen Flügeln untersuchen und sogar die kleinen Törchen öffnen, hinter denen auf Glas gemalte Heilige ihre Tugend hüteten. Und fragen durften sie, soviel sie wollten, und von Tante Ulrike die seltsamsten und schönsten Märchen hören, die in keinem Buche standen.

Als sich abends die Tür hinter ihnen schloß, war eine neue Welt vor ihnen aufgegangen und ihre Phantasie ging auf goldenen Straßen. Tante Ulrikes Stube war zum Pa-

radies geworden und sie selbst zu einer mit Macht und Zauberkünsten ausgestatteten Königin.

Man durfte Tante Ulrike nicht besuchen, wann man wollte, sondern nur, wenn sie einen einlud, und das war schade. Da man ihr aber alles sagen durfte, was man auf dem Herzen hatte, sparte man es sich zusammen. Unmerklich schied sie dann Törichtes von Klugem, Echtes von Unechtem, Erborgtes von Eigenem, und entließ ihre kleinen Besucher voll guter Vorsätze, mit erleichtertem Gewissen oder einer leisen Beschämung, die sich zu Hause in ein Bekenntnis oder in ein Gutmachen umformte. Und das alles erzielte sie ohne Worte, nur mit ihrer Persönlichkeit.

Sidney, obgleich er viel älter war als Rahel, verschmähte es nicht, mit ihr zu spielen. Sie saßen zusammen am gelblichen Uferstrand, mit den nackten Füßen im Wasser herumspringend. Sie gruben Löcher, das waren ihre Stuben, darin saßen steif und zufrieden die Puppen. Sie waren Riesen, Mann und Frau, und die Puppen waren ihre Riesenkinder. Sie zankten sich. Sidney riß Rahel an ihren langen, lockigen Haaren.

„Du mußt mir gehorchen, denn du bist meine Frau, und ich bin größer als alle Menschen“, sagte er.

„Und du mußt mir gehorchen, denn du bist mein Mann“, sagte sie, und glaubte, daß das selbstverständlich sei, und ihr eheliches Verhältnis beruhe auf Gegenseitigkeit. Sidney runzelte aber die Stirne.

„Fällt mir ein“, sagte er und lachte. „Belusa hat gesagt, kein Mann gehorche seiner Frau.“ Da stand Rahel, die auf den Knien gelegen und ihre Kinder im Meer gebadet hatte, auf, und sagte, indem sie Sidney mit dem Ellenbogen puffte: „Und wenn du nicht lügst, was ich will, so nehme ich einen andern Mann. Ich mag dich nicht.“

„Dann werfe ich alle deine Kinder ins Wasser“, rief Sidney verächtlich und warf wirklich zwei Puppen in den See. Sie flogen wie zwei Raketen davon, und lagen unter dem klaren Wasser, als seien sie gekreuzigt worden, mit ausgestreckten Armen. Rahel regte sich nicht, so erschrocken war sie. Dann ging sie, ohne ein Wort zu sagen, davon. Sidney wartete, ob sie wiederkommen würde, aber sie rannte die Allee entlang und verschwand im Torbogen des weißen Hauses. Er suchte die Puppen zusammen, legte sie auf einen Haufen und wartete. Nach einer Weile kam Rahel wieder, und ging, einen Gassenjungen neben sich, an Sidney vorbei. Sie tat, als sehe sie ihn nicht. Er rief ihr nach: „Rahel, deine Puppen“, aber sie sah sich nicht um. Da wurde er böse und trug die Puppen in den Hühnerstall und legte sie in die Legenester. Als Rahel endlich zurückkam und die Puppen suchte, lachte Sidney bloß und ließ sich nicht herbei, ihr zu sagen, wo sie wären, obgleich sie ihn mit ihren übergroßen Augen bittend anblickte. Als sie abends in ihr Bettchen kroch, fand sie einen Zettel, auf dem in Sidneys fürchterlichen Buchstaben geschrieben stand: „Sie liegen in den Legenestern — links.“ Am nächsten Tag verhöhnten sich die beiden und ließen die Frage, welches dem andern zu gehorchen habe, künftig unerörtert.

Adeline Petitpierre war sich nicht bewußt, daß es in ihrem Hause nur einen einzigen Willen gab: den ihren.

Sie wäre sehr erstaunt gewesen, hätte man ihr erzählt, daß ihre schmale, weiße Hand die einer Despotin und vornehmen Egoistin sei und daß ihre Augen sich sehr herrisch auf denjenigen richten konnten, der anderer Meinung war als sie. Sie hätte es sich auch nie und nimmer zugegeben, daß sie an ihre eigene Unfehlbarkeit glaubte und ohne weiteres von allen ihr Unterstellten erwartete, daß auch sie diese Unfehlbarkeit anerkannten. Karoline Belusa sah sie als selbstverständlich an, der Rutscher Belusa erkannte sie als Tatsache, Ottilie darüber seufzend und klagend, und nur die kleine Rahel ließ sie nicht auf sich wirken, ahnungslos, daß mit jedem Ja und jedem Nein, an dem sich Adelines Willen hätte stoßen können, ihr wie den andern ein Strich aufs Korbholz gesetzt worden wäre. Dennoch, vielleicht darum, entzückte das Kind seine Pflegemutter, und sie trachtete danach, es von seiner Mutter loszulösen, was auch ohnehin geschehen wäre.

Was Adeline Petitpierre nicht bewußt bezweckte, was aber in ihrem Despotismus unfehlbar mit der Zeit geschehen würde, das war, Rahels Persönlichkeit zu unterdrücken, ihre Selbständigkeit nicht zum Leben erwachen zu lassen, oder, wenn sie erwachte, sie unter die Füße zu treten. Noch half dem Kinde der Instinkt, noch half ihm der Glaube an die Wohlmeintheit derer, die es betreuten, und der Umstand, daß sein Wollen und das seiner Pflegemutter noch nie ernstlich gegeneinander angerannt waren. Rahel bewunderte sie und fühlte, daß sie ihrer Mutter überlegen war, weshalb sie sich auch in allen Dingen, die nicht äußerlich waren, an Adeline wandte. In allen andern aber an ihre Mutter.

Karoline Belusa und Rahel Lenz standen einander feindlich gegenüber. Sie kämpften beide unbewußt um die Vorherrschaft in Adelines Gunst. Sie waren Rivalen, und das Kind empfand die Gegnerschaft als ungleich, da es sich schwach und klein dünkte. Die Frau aber sah tiefer und merkte, welchen Platz das reizvolle Kind bei ihrer Herrin einnahm. Sie versuchten es beide, das Kind unbewußt, die Frau bewußt, einander zu entwerten.

Belusa stand in heimlicher Schadenfreude dem Kinde bei im Kampfe gegen seine Frau. Er lehrte Rahel das, was ihm selbst das Interessanteste war, das Wissen über die Pferde, und sie gewöhnte sich eine richtige Pferdesprache an, die sie aber im Salon vor Frau Petitpierre nie gebrauchte, ihre Mutter aber gerne damit ängstigte.

„Daß das Tante Adeline nicht hören!“ Das war eine Bitte, die Rahel sehr oft zu hören bekam. Sie fragte ihre Mutter mit ungewollter Grausamkeit, warum sie die Stallwörter vor ihr zu sagen wage, nicht aber vor Tante Adeline.

„Weil sie reich ist und ich arm“, sagte Ottilie und fing an zu weinen. Rahel sah sie erstaunt an.

„Nein, darum nicht.“ Sie sah aus, als dächte sie über diese Frage nach und ließ später die groben Worte auch der Mutter gegenüber. Sie tat ihr leid.

„Erzähl' mir von meinem Vater“, bat Rahel eines Tages. „Ich habe doch einen Vater gehabt?“ Ottilie erzählte, und das Bild, das sie vor dem Kinde erstehen ließ,



Niklaus Manuel als Maler der Totentanzbilder und Verfasser der Saftnachtspiele an der Kreuzgasse, ein einflußreicher Verfechter der Reformation.

war das Idealbild, das sich die Braut von Brecht Lenz gemacht.

„Hat er Belusa ähnlich gesehen?“ fragte Rahel. Ottilie entsetzte sich und machte eine unwahre und groteske Schilderung des Lenz, so daß das Kind nicht wußte, ob es ihn unter die Engel versetzen sollte oder unter die Kunstreiter, die es einmal gesehen hatte, als sie vor dem weißen Hause tanzten.

(Fortsetzung folgt.)

Die bernische Reformation 1528.

Von Prof. Dr. R. Feller.

Es gehört zum Leben der Völker, daß aus äußerem Mißerfolg innerer Gewinn entspringt. So war es in der bernischen Reformation. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Schweizer ein kriegerisches und gefürchtetes Volk, das bei den Nachbarn für unbesiegbar galt. Sie wurden durch ihre Waffentaten zur Höhe einer Großmachtstellung emporgetragen, eroberten 1512 das Herzogtum Mailand und nahmen es unter ihren Schutz. In der Schlacht von Marignano 1515 blühten sie ihr Waffenglück ein und zogen sich aus der großen europäischen Politik zurück. Doch weiter raushalten die Söldnerzüge ins Ausland aus wirtschaftlicher Notwendigkeit und unbändigem Triebleben heraus. Es schien, als ob unser Volk Kraft und Tugend vergeudete und in den Tag hinein lebte.

Von den Kriegszügen goß sich ein Strom von Zügellosigkeit und Verwilderung in die Heimat. Die Bande der